

Arnold Pracht

„Entwicklung von Erhebungsmethoden zur Ermittlung der Bedürfnisse im Bereich Wohnen von behinderten Menschen“

Dieses Projekt muss im Kontext mit den Forschungsschwerpunkten des Verfassers in den letzten Jahren betrachtet werden. Zu erwähnen sind dabei insbesondere

- Das Evaluationsprojekt, im Auftrag der evangelischen Behindertenhilfe (BeB e.V.) Berlin: Umwandlung von Groß- und Komplexeinrichtungen in differenzierte gemeindenahere Wohnangebote im Rahmen des UGK-Programmes der Aktion Mensch. Laufzeit: von 2013 bis 2016 und
- Das Projekt „Innovative Wohnformen für Menschen mit Behinderung“ zusammen mit den Kollegen Elsbernd und Schmid, Laufzeit von 2018 bis 2019.
(https://beb-ev.de/wpcontent/uploads/2016/03/BeB_AbschlussberichtUGK_0316_web.pdf)
(<https://www.hs-esslingen.de/soziale-arbeit-gesundheit-und-pflege/forschung/projekte/laufende-projekte/inklusive-wohnformen/>)

Bei all diesen Projekten ist aufgefallen, dass ein gravierender Faktor bei den Wohnformen nur sehr unzureichend ermittelt werden konnte: Die Wohnbedürfnisse von vornehmlich geistig behinderten Menschen.

Im Rahmen dieses Projektes sollte demzufolge eine Methodik erprobt werden, wie man diese potenziellen Bedürfnisse in einer zufriedenstellenden Weise erheben könnte und was dann ggf. die „wahren Bedürfnislagen“ der behinderten Menschen¹ sein könnten.

1. Dem Projekt zugrundeliegende Fragestellungen und Hypothesen

Die Kritik an gängigen sozialwissenschaftlichen Methoden bringt insbesondere Feyerabend schon in den 70-er Jahren des letzten Jahrhunderts zum Ausdruck (Vgl. Feyerabend, P.K., 1976, S. 15). Weisen z.B. die üblichen sozialwissenschaftlichen Methoden schon generell Probleme auf, so kann man sie als nahezu ungeeignet für die Befragung von geistig behinderten Menschen einstufen. Darauf verweist z.B. Laga schon in den 80-er Jahren des letzten Jahrhunderts (Vgl. Laga, G., 1980, S 351ff.) Auch der Versuch, die eher qualitativen Methoden - häufig in der Ausprägung als halbstrukturierte Interviews - zum Einsatz zu bringen, kann insgesamt als suboptimal eingestuft werden. Deutlich wird dies insbesondere bei Negt und Kluge, die bezweifeln, ob die gängigen qualitativen Erhebungsmethoden zu „echten“ Ergebnissen führen (Vgl. Negt, O, Kluge, A, 1993, S. 33) . Insofern wäre es angebracht, alle bisherigen Ansätze, die mit Blick auf die Wohnbedürfnisse von geistig behinderten Menschen umgesetzt wurden, infrage zu stellen.

¹ Hier wird von dem in der Fachwelt üblichen Terminus „Mensch mit Behinderung“ bewusst abgewichen, da der Mensch, aus meiner Sicht auch behindert wird und daher eher ein „behinderter Mensch“ ist als einer, der eine Behinderung sein Eigen nennt, sie also besitzt. Das wäre dann ein „Mensch mit Behinderung“.

Hinter den Themen, die bisher erfragt wurden, sind fest vorgeformte Hypothesen unausgesprochen verborgen. Den kleinteiligen gemeindeintegrierten Wohnformen und dem barrierefreien Zugang zu Bildungsveranstaltungen, zu Kultur- und Sportveranstaltungen, zu Einkaufsmöglichkeiten und zu intensiven Kontakten zur Nachbarschaft wird bei der Befragung erfahrungsgemäß ein weiter Raum zugebilligt. Allerdings könnte es sein, dass diese Themen im Grunde die meisten behinderten Menschen gar nicht für relevant halten. Die Benennung dieser Kategorien, wenngleich in Frageform, legt den Befragten, jedoch, gewissermaßen die Themen in den Mund. Hier spiegeln sich sehr häufig die Vorstellungen wider, die die Befragten in die Bedürfnislage der behinderten Menschen „hineinwünschen“ und demzufolge auch vermeintlich „herausgehört“ bekommen. Daher soll im Rahmen dieses Projekts zunächst eruiert werden, was denn überhaupt zu erfragen sei. Dieses soll dann auch weitgehend im theoriefreien Raum, wenn man so will, explorativ, ermittelt werden. Allerdings stellt sich daraufhin, wenn man die Inhalte eines halbstrukturierten Interviews konzipiert hat, die Frage, auf welchem Erkenntnisniveau die Antworten zu erwarten sind. Diese Problematik wird vor allem deutlich, wenn man sich vor Augen hält, dass die Mehrzahl der zu befragenden geistig behinderten Menschen wesentlich im Wohnheim sozialisiert wurde. Man könnte diese Situation mit einem Vogel im Käfig vergleichen, der befragt wird, was ihm denn in der großen weiten Welt am besten gefalle. Will man diesen Effekt versuchen zu eliminieren, wäre eine – wie auch immer geartete – Bildungssequenz zwischen zu schalten, die es den behinderten Menschen ermöglichen könnte, sich ein Bild von solchen gemeindeintegrierten Wohnformen zu machen.

Danach könnte ggf. ein eher valides Ergebnis einer Befragung zu erwarten sein. Allerdings ist auch in diesem Setting stillschweigend die Prämisse vorherrschend, dass behinderte Menschen tendenziell ihre gegenwärtige Situation im Wohnheim als nicht befriedigend empfinden, sich, sozusagen, eine „normalisiertere“ Wohnform förmlich herbeisehnen.

2. Geplante Vorgehensweise und Forschungsdesign

Eng an die oben dargestellten Vorstellungen zur Vorgehensweise angelehnt, soll im Folgenden konkret auf das Forschungsdesign eingegangen werden:

Um die wesentlichen Punkte zu ermitteln, die für halbstrukturierte Interviews zu erfragen sind, wurde bei vier ausgewählten stationär wohnenden behinderten Menschen in der Diakonie Stetten narrative Interviews durchgeführt. Ziel war es, die Zielgruppe über ihren bisherigen Lebenslauf berichten zu lassen. Eine Vorgehensweise also, die häufig bei der sozialen Arbeit mit älteren Menschen als sogenannte Biografie - Methode (Vgl. Ruhe, S. 5ff., Demmer, Ch, S. 20 ff.) zur Anwendung kommt. Hier werden dann, anhand der Lebensläufe, Schicksale herausgearbeitet und auch Wünsche geäußert, die vermeintlich eng verbunden sind mit der Bedarfslage im Bereich Wohnen.

Auf Basis dieser Bedarfslagen wird dann der Themenkatalog für das halbstrukturierte Interview abgeleitet. Dieses Interview soll anschließend mit ca. fünf behinderten Menschen umgesetzt werden, die nicht in die erste Sequenz (narratives Interview) einbezogen waren. Deren Antwortverhalten wird dokumentiert und danach erfolgt dann ein Workshop, indem die kleinteilige gemeindeintegrierte Wohnform den beteiligten behinderten Menschen nahegebracht wird.

Nach dieser Bildungssequenz sollen dann erneut Interviews durchgeführt werden, um aufzeigen zu können, wie sich das Antwortverhalten – dann in Abhängigkeit zur vorgeschalteten Bildungssequenz - gegenüber der ersten Interviewphase verändert hat. Um dieses umzusetzen, sollen solche behinderte Menschen befragt werden, die keine größeren Kommunikationsprobleme aufweisen. Zudem sollten es eher jüngere Menschen sein, bei denen das stationäre Wohnen noch nicht zu sehr „in Fleisch und Blut“ übergegangen ist. Die Auswahl haben dabei Gruppenleiter in stationären Wohnsettings getroffen. Weiterhin sollten Menschen mit (von den Bezugspersonen) geschätztem unterschiedlich stark ausgeprägtem Grad der geistigen Behinderung berücksichtigt werden.

3. Praktische Umsetzung des Forschungsdesigns

Im Folgenden sollen nun die einzelnen Schritte dargestellt und kritisch reflektiert werden, wie die geplante Vorgehensweise im Bereich der Diakonie Stetten praktisch umgesetzt wurde und zu welchen inhaltlichen und methodologischen bzw. methodischen Erkenntnissen diese geführt haben.

3.1 Durchführung der narrativen Interviews

Von den geplanten fünf Personen, für die auch eine Zusage vorlag, konnten schließlich nur vier Personen bei der ersten Sequenz, also der des narrativen Interviews, ausgewertet werden. Bei einer Person hat diese Methode schlicht nicht gegriffen. Das heißt, dass der Ansatz der Biographiearbeit bei einer weitgehenden Amnesie nicht angewandt werden konnte.

In der Konsequenz war insgesamt einiges herauszuhören, was die vorgefassten stillschweigend präsenten Hypothesen erheblich ins Wanken brachte:

Zwei der vier Befragten konnten schon unterschiedlichste Wohnerfahrungen machen.

1. Hier berichtete ein behinderter Mensch, dass er in einem total freien Wohnsetting wenig soziale Kontakte gehabt habe und sich dabei ein Alkoholproblem eingehandelt habe. Das stationäre Wohnen in der Diakonie sei für ihn ideal, weil er dort eine Gruppe vorfinde, wenn er Gesellschaft brauche. Er könne sich aber auch total zurückziehen, wenn es ihm eher nach absoluter Ruhe sei. Am Wochenende besuche er häufig einen Freund in einer ca. 10 km entfernten Stadt. Er verfüge über ein Einzelzimmer mit eigener Toilette und eigenem Bad sowie einer kleinen Küchenzeile. Dies sei aus seiner Sicht ideal.
2. Ähnlich äußerte sich ein weiterer behinderter Bewohner, der ebenfalls eine solche stark individualisierte Wohnform genießt. Als Kind fühlte er sich in der Regelschule stark gehänselt. Besonders peinlich seien seine häufigen Epilepsieanfälle gewesen, die die Mitschüler dazu bewogen, seine Verkrampfungen in spöttischer Weise nachzuahmen und ihn dadurch lächerlich zu machen. Er war zuvor in einer anthroposophischen Einrichtung untergebracht, wo man tagtäglich zu Andachten gezwungen wurde. Hier in der Diakonie Stetten würde er rundweg zu gar nichts gezwungen. Dies sei ihm sehr wichtig. Mit sogenannten „normalen“ Menschen würde er nicht unbedingt zusammenwohnen wollen, es sei denn, sie hätten ein Herz für Behinderte. Er würde sich wünschen, auf einem einsamen Bauernhof zu wohnen und dort in Gemeinschaft mit Anderen Tiere zu halten. Alles Städtische sei ihm fremd.

Wie auch beim ersten Interviewten zeigt sich hier keinerlei Interesse etwa an Wohnsettings, die man gemeinhin als kleinteilig und siedlungsnah bezeichnen könnte.

3. Eine behinderte junge Dame äußerte sich ebenfalls sehr zufrieden mit ihrer Situation im Wohnheim, wünschte sich jedoch ein Leben in trauter Zweisamkeit mit einem Ehemann. Sie würde am liebsten in einer Drogerie oder einem Modegeschäft als Verkäuferin arbeiten und dann nach Feierabend in einer eigenen Wohnung mit ihrem Ehemann fernsehen. Sonstige soziale Kontakte, Teilnahme an Sport- Kultur- oder Bildungsmaßnahmen kämen bei ihr nicht infrage.
4. Eine weitere behinderte Bewohnerin mit einem spürbar stärker ausgeprägten Grad der Behinderung lebt zwar körperlich im Wohnheim, ist aber eigentlich nur auf ihre Herkunftsfamilie fixiert. Für sie käme eine alternative institutionalisierte Wohnform außerhalb einer Familienkonstellation nicht infrage.

Da bisher Ergebnisse aus Interviews von Bewohnerinnen und Bewohnern von gemeindenahen kleinteiligen Wohnkonzepten vorlagen (Vgl. z.B. Metzler 2016, S.21ff) waren die Quintessenzen der in der ersten Phase durchgeführten narrativen Interviews überraschend. Keine Bewohnerin, kein Bewohner hat im Grunde an den Wohnbedingungen in den stationären Wohngruppen auf dem Gelände der Diakonie Stetten gelitten. Erstaunlich war zudem, dass nicht einmal behinderte Menschen mit einem merklich geringen Grad einer geistigen Behinderung sich eine andere Form des Wohnens in einem institutionalisierten Setting wünschten. Hier hat sich das Konzept von privaten und individualisierten Wohnformen der Diakonie Stetten in hohem Maße bewährt. Erstaunlich ist zudem, dass inklusive Wohnformen ebenfalls eher skeptisch gewertet werden. Dies gilt insbesondere auch bei solchen Interviewpartner*innen, die mit privaten Wohnsettings bereits Erfahrungen gesammelt haben. Sei es bis zum Jungentaler im Elternhaus oder auch noch darüber hinaus.

Aufgrund dieser Aussagen konnte nun ein Themenbogen konzipiert werden, der als Interviewleitfaden für die Durchführung von Interviews bei weiteren vier Bewohnerinnen und Bewohnern herangezogen wurde. Eigentlich sollten fünf Personen interviewt werden, jedoch ist eine potenzielle Teilnehmerin kurz vor der Interviewphase abgesprungen und stand demzufolge nicht mehr für ein Gespräch zur Verfügung.

3.2. Durchführung der halbstrukturierten Interviews

Wie vermutet, hat sich bei der Zielgruppe die elektronische Aufzeichnung von Interviews als ausgeprägte Barriere erwiesen, so dass der Interviewer sich auf stichwortartige Notizen zu den einzelnen Themenblöcken entschieden hat.

Diese Themenblöcke waren wie folgt konzipiert:

1. Fragen zur Wertung von Wohnformen in der Vergangenheit (z.B. Kindheit, Jugend)
2. Fragen zur Wertung der gegebenen Wohnsituation
3. Fragen zu den Wünschen einer alternativen Wohnsituation
4. Fragen, die mit einer idealen Zukunftsvision (i.S. einer Traumreise) zu tun haben

3.2.1 Fragen zur Wertung von Wohnformen in der Vergangenheit (z.B. Kindheit, Jugend)

Alle vier Interviewpartner bzw. –partnerinnen konnten über Wohnenerfahrungen in der Kindheit bzw. Jugend berichten. In einem Falle war dies verbunden mit Gewaltausübungen des Vaters, sowohl gegenüber den Kindern als auch der Mutter gegenüber. Hinzu kamen teilweise unangenehme Erfahrungen mit der Nachbarschaft. Der Heimaufenthalt sei ein Ergebnis der Auswanderung der Mutter mit einem neuen Lebenspartner in ein anderes Land. Die Interviewpartnerin konnte also auf keine allzu positiven Erfahrungen von anderen Wohnsettings als die der Diakonie berichten.

Ein Proband wurde erst nach der Phase seiner Kindheit als Jugendlicher ins Wohnheim der Diakonie aufgenommen. Bis dahin wohnte er bei seinen Eltern, was er auch als sehr positiv einschätzte. Allerdings waren seine Eltern nach einer bestimmten Zeit der Meinung, dass er sich eine Wohnform außerhalb des Elternhauses aufsuchen müsse. Seitdem wohne er in Stetten.

Zwei Probandinnen wuchsen ebenfalls im Elternhaus auf und kamen erst als Jugendliche ins Heim. Zwar unterschiedlich ausgeprägt, aber dennoch zu konstatieren, leiden beide Probandinnen an Heimweh nach dem Elternhaus.

3.2.2 Fragen zur Wertung der bisherigen Wohnform

Die Wertung der bisherigen Wohnform in der Diakonie Stetten, dies zeigte sich schon bei den Ergebnissen der narrativen Interviews, fällt grundsätzlich positiv aus. Kritik wird, wenn überhaupt, von Menschen geäußert, deren geistige Behinderung relativ schwach ausgeprägt erscheint und sich eher im Grenzbereich zu einer Lernbehinderung bewegt. Die Kritik ist inhaltlich von Gruppenkonflikten mit Mitbewohnerinnen und –bewohnern zu kennzeichnen, was nicht unbedingt ein Spezifikum der erlebten Wohnform darstellt. Gelitten hatten sämtliche Befragten zudem an den allmorgentlichen Stresssituationen, angefangen vom frühen Aufstehen, der Morgentoilette bis hin zum Frühstück. Sowohl der Schulunterricht innerhalb der Diakonie als auch außerhalb (externe berufsbildenden Maßnahmen) sowie der Arbeitsbeginn in der WfbM wurden als zu früh und damit belastend empfunden. Insgesamt schnitten die Gruppenleiterinnen und –leiter in der Betreuung sehr positiv ab. Es wurde hier lediglich die hohe Fluktuationsrate bemängelt. Jedes Ausscheiden einer Bezugsperson ist für diese Menschen mit einem gewissen Trennungsschmerz verbunden.

3.2.3 Fragen zu Wünschen zu alternativen Wohnformen

Die eine Aussage des Probanden im Zuge des narrativen Interviews, der sich ein Landleben wünschte, erwies sich hier insgesamt als Minderheitenvotum. Die Teilnehmenden, die sich überhaupt eine alternative Wohnform vorstellen wollten, legten gesteigerten Wert auf ein städtisches Setting. Das musste nicht immer einen Großstadt, wie z.B. Stuttgart, sein. Die meisten könnten sich das Leben in einer mittleren Großstadt, wie Waiblingen, zum Beispiel, gut vorstellen. Einige Menschen mit Behinderung wollten sich hierzu gar nicht äußern oder wollten, wenn es denn überhaupt gar nicht anders ginge, weiterhin in dem Ort Stetten wohnen.

Ansonsten meinten nahezu Alle, dass sie sich, alternativ zur gegenwärtigen Wohnsituation, nur das Wohnen in ihrer Familie vorstellen könnten. Eine stark untergeordnete Rolle spielten dabei der barrierefreie Zugang zu Bildungs- und Kulturstätten, auch die Sportvereine und

Gesangs- oder Musikvereine spielten keinerlei Rolle. Als wichtig wurde lediglich eingestuft, dass ein Supermarkt in Reichweite sein sollte.

Auf ein Leben mitten in einer Nachbarschaft von Menschen, die im Allgemeinen als nicht behindert gelten, legten sämtliche Befragten keinen Wert. Noch stärker negativ ausgeprägt war die Vorstellung bei allen Befragten mit sogenannten Nichtbehinderten, die nicht als Betreuer fungieren, in einer WG zusammen zu leben.

3.2.4 Fragen zu idealen Zukunftsvisionen

Als ideal stuften sämtliche behinderte Menschen ein Leben im Kreise ihrer Familie ein. Zwei der insgesamt vier Probanden konnten sich dies auch außerhalb Deutschlands gut vorstellen. Darüber hinaus wurden in diesem Zusammenhang keinerlei Wunschträume – auch nach mehrmaligem Nachfragen - geäußert.

3.3 Durchführung des Workshops Wohnen mit den Interviewpartnerinnen und – partnern der halbstrukturierten Interviews

Diese Sequenz wurde mithilfe einer im Umgang mit behinderten Menschen erfahrenen Studentin in der Moderatorinnenrolle umgesetzt.

Dabei fand zu Beginn eine Kennenlernrunde statt. Diese hatte in erster Linie zum Ziel ins Gespräch zu kommen und die Atmosphäre aufzulockern. Danach sollten die Teilnehmerinnen und Teilnehmer über typische Tagesabläufe innerhalb ihres Wohnsettings berichten. Nachdem dies, leider nur teilweise (einige Teilnehmerinnen äußerten sich einfach nicht) abgeschlossen wurde, wurde eine Filmsequenz einer Außenwohngruppe der Diakonie Stetten eingespielt. Diese Sequenz sollte den Teilnehmerinnen und Teilnehmern eine gemeindenahe kleinteilige Wohnform schmackhaft machen.

Danach wurde rekapituliert, wie sich die Wohnform von der von den Probanden bzw. Probandinnen zuvor geschilderten unterschied.

Diese Reflexion löste jedoch keine positive Bewertung der neuen Wohnform aus. Sehr schnell wurden einige Punkte besonders herausgearbeitet, die als negativ wahrgenommen wurden. Zum einen war dies die Angst, dass siedlungsnah und kleinteilig zu wohnen, vielleicht weniger Betreuende zur Folge haben könnte. Darüber hinaus wurde konstatiert, dass es eine enorme Zunahme an Arbeit rund um das Wohnen bedeute. Beispielsweise wurde gezeigt, dass Bewohnerinnen die Wäsche selbständig bearbeiten mussten, dass der Hof gekehrt, der Garten gepflegt werden musste und dass zudem auch noch, neben dem eigenen Zimmer, das gesamte Haus geputzt werden musste. Auch jeden freien Tag das Essen selbst zuzubereiten stieß nicht auf uneingeschränkte Zustimmung. Der Film zeigte auch, wie die Nachbarn zusammen mit den behinderten Menschen feierten. Hier wurde auch sehr zurückhaltend reagiert, denn Nachbarschaft hatte man eher mit Argwohn und Skepsis in Verbindung gebracht.

3.4 Abschließende erneute halbstrukturierte Interviewphase

Von den insgesamt bisher vier Probandinnen und Probanden konnte sich nur noch eine Interviewpartnerin dazu durchringen, an dieser letzten und abschließenden Phase teilzunehmen. Diese war eher ausgeprägt geistig behindert, äußerte nur, dass sie

keineswegs anders als bisher wohnen wolle und könne sich alternativ nur das Wohnen zuhause vorstellen. Dabei war sie sehr stark auf die Snacks konzentriert, die zur Verfügung standen und dafür etwas weniger auf das Interview.

Leider konnten daher keine Profilverchiebungen gegenüber dem Zustand der vorgeschalteten Bildungsmaßnahme mit dieser letzten Interviewphase –bezogen auf einzelnen Fragestellungen – ermittelt werden.

4. Diskussion der Ergebnisse

Die Diskussion der Ergebnisse wird im Folgenden anhand zweier Perspektiven durchgeführt: Einmal, was die inhaltlichen Fragestellungen anbetrifft und zum anderen bezogen auf die methodologischen bzw. methodischen Erkenntnisse.

4.1 Diskussion der Ergebnisse der inhaltlichen Fragestellungen

Bisherige Forschungen bei der Zielgruppe von geistig behinderten Menschen, die siedlungsintegriert und kleinteilig wohnten haben gezeigt, dass sich dort ein enorm hohes Potential an Zufriedenheit mit dem Lebensbereich Wohnen feststellen ließ (Vgl. Metzler, H., 2016, S. 37ff.)

Auch in der Wertung dessen, was diese oben genannte Zielgruppe, die eben auch zuvor in großen stationären Wohnsettings untergebracht wurde, als Votum abgegeben hat, stand zu vermuten, dass es eine latente Unzufriedenheit der Bewohnerinnen und Bewohner in traditionell stationären Settings geben müsse.

Diese Einschätzung wurde im vorliegenden Forschungsdesign dadurch noch befördert, indem ausschließlich relativ junge Probandinnen und Probanden ausgewählt wurden.

Dass der Grad der Zufriedenheit im Ergebnis bei solchen Menschen, die in stationären großen Wohnheimen untergebracht sind, nicht als geringer eingestuft werden kann als etwa der bei kleinteiligen siedlungsintegrierten Wohnsettings, hat zumindest im Rahmen dieser qualitativen Studie überrascht. Um zu eruieren, inwieweit dies möglicher Weise darauf zurückzuführen ist, dass diese Zufallsstichprobe nicht repräsentativ war, wurde ein Datenabgleich mit einer in der Diakonie Stetten parallel durchgeführten quantitativen Studie (im Rahmen einer Masterarbeit) vollzogen (Vgl. Joos, S. 2020, S. 55 ff.). Im Ergebnis zeigt sich, dass es hierzu keine gravierenden Unterschiede zu verzeichnen gilt.

Dies kann zum einen an einer sehr hohen Qualität der Betreuungskonzepte und deren Umsetzung im Setting Wohnen der Diakonie Stetten liegen, zum anderen aber auch daran, dass die Vorstellung an eine Veränderung, wie immer sie auch geartet sei, grundsätzlich bei der Zielgruppe auf Akzeptanzbarrieren trifft.

Die bisher vorliegenden Ergebnisse zeigen zudem, dass qualitativ hochwertige soziale Arbeit auch im Setting der traditionell stationären Wohnformen zu sehr hoher Zufriedenheit bei den behinderten Menschen führen kann.

Der offensichtliche Widerspruch der Ergebnisse über traditionelles Wohnen einerseits und neue Wohnformen, andererseits, bedarf einer tiefergehenden Diskussion. Zweifelt man die Ergebnisse, trotz der schwierigen methodischen Zugänge nicht an, so muss es ein

Erklärungsansatz dafür geben. Man kann z.B. auf die naheliegende Annahme verweisen, dass behinderte Menschen in erster Linie im Themengebiet Wohnen aus der Perspektive der Erfahrung Wertungen abgeben können. Das heißt, kleinteilig siedlungsintegriert zu wohnen wird dann größtenteils im Verhältnis zum traditionell stationären Wohnen präferiert, wenn man in beiden Wohnformen Erfahrungen sammeln konnte.

Aus sozialarbeiterischer und gesellschaftspolitischer Perspektive ist das Wohnen, kleinteilig und siedlungsintegriert die wünschenswerte und zukunftsweisende Perspektive. Selbst, wenn man keinen behinderten Menschen bevormunden will, wäre es so gesehen wünschenswert, man würde einem möglichst großen Kreis eine solche Wohnenerfahrung zuteil kommen lassen.

4.2 Erfahrungen mit der gewählten Methodik

Der Versuch, auf Basis narrativer Interviews passende Sequenzen halbstrukturierten Vorgehens aufzubauen, hat zumindest gezeigt, dass damit tatsächlich das gefragt werden kann, was auch der Bedarfslage der Zielgruppe entspricht.

Allerdings setzt sowohl das narrative Interview als auch das halbstrukturierte Vorgehen eine Kommunikationskompetenz auf einem gewissen Niveau voraus. Dies ist bei geistig schwerer behinderten Menschen nicht immer vorhanden. Dieser Schwierigkeit zu begegnen ist eine enorme Herausforderung. Hier stieß man mithin auch in diesem Projekt auf methodologische Grenzen.

Die Methode, die eigentlich nur zwischengeschaltet wurde, um ggf. vorhandene Wissenslücken zu schließen, hat sich als relativ ertragreich herauskristallisiert. Es handelte sich um den Workshop. Allerdings war hier, wiederum, die Gefahr nicht ganz von der Hand zu weisen, dass nur wenige – eher eloquente – Teilnehmende die Wortführerschaft übernehmen. Dabei müssen dann die Moderatoren versuchen gegenzusteuern und ganz bewusst und gezielt immer wieder Reize zu setzen, damit auch eher weniger reddegewandte Personen zu Wort kommen.

Die Aussagen innerhalb dieser Workshopveranstaltung waren derart eindeutig, dass vermeintlich eine weitere Sequenz eines halbstrukturierten Interviews, wie ursprünglich auch geplant, keine neuen Erkenntnisse gebracht hätte.

Obwohl die Ausrichtung des Projektes auf ein Stufenkonzept abzielte, das dann durchaus auch vorsah, dass sich die Aussagen von Stufe zu Stufe verändern könnten, verschob sich im Tenor so gut wie nichts. Gedacht war, dass sich die Einstellung der Befragten sukzessive immer stärker den Vorstellungen an innovativen Wohnformen annähern sollten. Dieser inhaltliche Effekt konnte, wie oben schon aufgezeigt, nicht bestätigt werden.

Im Ergebnis bleibt noch die Frage offen, wie es methodisch gelingen kann, auch bei schwerstbehinderten Menschen zu validen Ergebnissen bei einem qualitativen Design zu kommen.

Es bleibt festzuhalten: Bei nicht allzu stark ausgeprägten geistigen Behinderungen haben sich bei all den gewählten Methoden die des narrativen Interviews (vgl. hierzu auch Laga, G.,

1980, S 227ff.) und die des Workshops² (vgl. hierzu auch Steinmetz, J., 2018 S. 162 ff.) als die am besten geeigneten herauskristallisiert. Auf Basis der Erkenntnisse dieses Projektes könnte man getrost auf eine Erhebungsmethode des halbstrukturierten Interviews verzichten.

May stellt die Frage, ob die bisherigen Methoden der Sozialwissenschaft „nur wirklich“ oder „wirklich Wirklich“ das erfassen können, was Menschen mit Behinderung wünschen oder denken. Das „Wirkliche“ zu erfassen, so May würde bedeuten es auf einem unzureichenden Stand des Wissens zu analysieren, was dann auch zu verfälschten Ergebnissen führe. Nur das „wirklich Wirkliche“, dann auf Basis eines hohen Informationsgrades und der Kompetenz innere Vorgänge verbalisieren zu können, solle bei Erhebungen herangezogen werden. (Vgl. https://www.hsesslingen.de/fileadmin/media/Fakultaeten/sp/Forschung/Inklusive_Wohnformen/May_Arbeitsgruppe_20092019.pdf). Weniger pathetisch als in dieser (mündlich vorgetragenen) Weise formuliert ein wissenschaftlicher Mitarbeiter von May dieses Anliegen. Er spricht von „verschütteten Bedürfnissen“, die es gelte offenzulegen (Vgl. Steinmetz, J. 2018, S. 159ff.). Schade, dass diese Problematik in der Sozialforschung nur bei behinderten Menschen thematisiert wird. Warum hinterfragt man nicht generell, ob wir, was immer wir auch sozialwissenschaftlich erheben, dabei nur das „Wirkliche“ also die Oberfläche erfassen. Die tiefer liegenden, potenziell verschütteten, Schichten nicht „ausheben“ und somit das „wirklich Wirkliche“ außer Acht lassen.

Allerdings muss konstatiert werden, dass sich Bedürfnisse und Bedarfslagen nicht alleine nur auf Basis abstrakten Wissens und in Abhängigkeit der Kommunikationskompetenz von Probandinnen und Probanden erheben lassen, sondern in hohem Maße auch der Erfahrung im konkreten Feld bedürfen. Das heißt, dass eine nächste Erhebungssequenz dann angegangen werden sollte, wenn die behinderten Menschen konkrete Erfahrungen über eine Vielzahl unterschiedlichster Wohnformen sammeln konnten.

Literatur:

Bundesverband evangelische Behindertenhilfe e.V. (Hrsg.): BeB-Evaluationsprojekt: Umwandlung von Groß- und Komplexeinrichtungen in differenzierte gemeindenaher Wohnangebote im Rahmen des UGK-Programmes der Aktion Mensch, Berlin, 2016

Demmer, Ch.: Autobiografisch narrative Interviews -(k)ein Erhebungsformat für Menschen mit kognitiver Beeinträchtigung?, Fakultät II, Working Paper Series, Universität Siegen, 2014

Feyerabend, P.K.: Wider den Methodenzwang, Frankfurt/M 1976

Heinze, R.G., Runde, P. (Hrsg.): Lebensbedingungen Behinderter im Sozialstaat, Opladen 1982

Joos, S.: Wohnbedürfnisse von Menschen mit geistiger Behinderung – Eine quantitative Erhebung (Masterarbeit im Studiengang Soziale Arbeit der HS Esslingen), Esslingen 2020

Laga, G.: Methodologische und methodische Probleme bei der Befragung geistig Behinderter, in: Heinze, R.G., Runde, P. (Hrsg.): Lebensbedingungen Behinderter im Sozialstaat, Opladen 1982, S. 233 – 239

² In der Sozialpädagogik hat sich für bestimmte Spezifika der Workshopmethode der Begriff der „Zukunftswerkstatt“ etabliert, den auch Steinmetz (siehe oben) verwendet.

May, M. u.a. (Hrsg). MitLeben: Sozialräumliche Dimensionen der Inklusion geistig behinderter Menschen, Opladen, Berlin, Toronto 2018

Metzler, H.: Fachlich-konzeptionelle Evaluation des UGK-Projektes (Projektteil 1), in Bundesverband evangelische Behindertenhilfe e.V. (Hrsg.): BeB-Evaluationsprojekt: Umwandlung von Groß- und Komplexeinrichtungen in differenzierte gemeindenahe Wohnangebote im Rahmen des UGK-Programmes der Aktion Mensch, Berlin, 2016, S. 17 – 40.

Negt, O., Kluge, A.: Mißverhältnisse des Politischen. 15 Vorschläge zum Unterscheidungsvermögen. Fischer Wissenschaft, Band 11830, Frankfurt 1993

Pracht, A., Binz, P.: Betriebswirtschaftlich-institutionelle Evaluation des UGK-Prozesses (Projektteil 2), in: Bundesverband evangelische Behindertenhilfe e.V. (Hrsg.): BeB-Evaluationsprojekt: Umwandlung von Groß- und Komplexeinrichtungen in differenzierte gemeindenahe Wohnangebote im Rahmen des UGK-Programmes der Aktion Mensch, Berlin, 2016, S. 41 – 67.

Ruhe, H.G.: Methoden der Biographiearbeit. Lebensspuren entdecken und verstehen. 5. Auflage, Weinheim 2012

Steinmetz, J.: Zukunftswerkstatt „Schatzsuche nach verschütteten Bedürfnissen“, in: May, M. u.a. (Hrsg). MitLeben: Sozialräumliche Dimensionen der Inklusion geistig behinderter Menschen, Opladen, Berlin, Toronto 2018, S. 159 - 182

Internetquellen:

https://beb-ev.de/wpcontent/uploads/2016/03/BeB_AbschlussberichtUGK_0316_web.pdf

(Zuletzt aufgerufen am 25.5.2020)

<https://www.hs-esslingen.de/soziale-arbeit-gesundheit-und-pflege/forschung/projekte/laufende-projekte/inklusive-wohnformen/>

(Zuletzt aufgerufen am 25.5.2020)

https://www.hsesslingen.de/fileadmin/media/Fakultaeten/sp/Forschung/Inklusive_Wohnformen/May_Arbeitsgruppe_20092019.pdf

(Zuletzt aufgerufen am 25.5.2020)